

Mitleid lernen

Der Modellversuch »Compassion«: Ein Praxis- und Unterrichtsprojekt sozialverpflichteten Lernens

Von Lothar Kuld

Die Idee

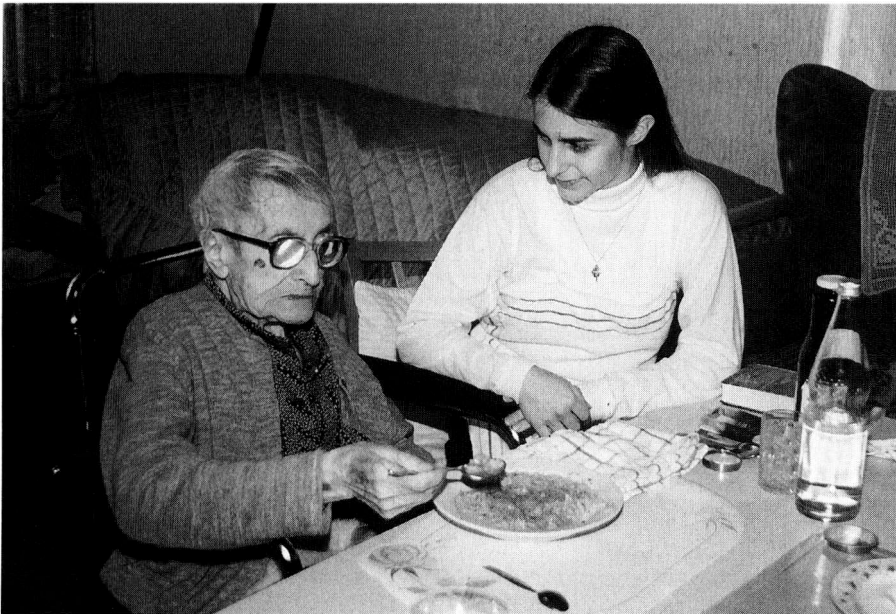
»Das Mitleid steht nicht eben hoch im Kurs: Man lässt sich nicht gern bemitleiden, und Mitleid empfinden mag man auch nicht. [...] Mitleid empfinden heißt mit jemandem leiden, und Leiden ist immer schlecht.«¹ Nimmt man das griechische Wort für Mitleid: *sympatheia*, im Deutschen übernommen als *Sympathie*, dann sieht die Sache aller-

dings anders aus. *Sympathie* ist ein Gefühl, das alle mögen. Das Mitleid ist mehr als ein Gefühl. Es ist die Haltung, dass ich Leiden, welcher Art und aus welchen Gründen auch immer, nicht einfach indifferent hinnehme. Es ist eine Haltung der Mitmenschlichkeit. Mitmenschlichkeit soll an Katholischen Freien Schulen Pflichtfach werden. Das von der Autorengruppe Adolf Weisbrod, Franz Kuhn und Friedrich Hirsch im Auftrag der Arbeitsgruppe »Innovation«

der Zentralstelle Bildung der Deutschen Bischofskonferenz konzipierte Modellprojekt »Compassion« wird gegenwärtig an den katholischen Schulen der Erzdiözese Freiburg erprobt und unter Einbeziehung weiterer staatlicher Schulen in Baden-Württemberg, darunter einer Hauptschule, Realschule und Förderschule, von der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe wissenschaftlich begleitet.² Der Abschlussbericht wird Anfang Januar 1999 vorliegen.

Das Wort »Compassion« ist von US-amerikanischen Vorbildern übernommen und meint ein aus menschlichem Mitgefühl erwachsenes soziales Engagement einzelner für Bedürftige. Ein Manager organisiert in seiner Mittagspause »Essen auf Rädern« für alte Menschen. Ein anderer geht regelmäßig nach Büroschluss bei alleinstehenden Nachbarn vorbei. Ein immer wieder genannter Beweggrund dieser »acts of compassion« ist, wie Robert Wuthnow festgestellt hat, die persönliche Zufriedenheit und die innere Ausgeglichenheit, die soziales Handeln schenkt. In keinem Fall empfanden die Befragten ihr Engagement, die Zeit und Energie, die sie in ihre Hilfsbereitschaft investierten, als Opfer. Appelle an ihre Opferbereitschaft seien in keinem Fall Motiv ihres Handelns gewesen. Sie engagierten sich, weil der dankbare Blick oder das gute Gefühl, jemandem geholfen zu haben, oder einfach die Begegnung mit Menschen sie als bereichernd empfanden.³

Die Idee zu dem für Schulen konzipierten Projekt kann sich auf Erfahrungen von Schulen stützen, die schon längere Zeit Sozialpraktika, an evangelischen Schulen: Diakonische Praktika, durchführen. Sozialpraktika allein sind für sich noch nichts Neues. Neu ist der besondere Akzent des Modellprojekts, nämlich die unterrichtliche Begleitung. »Anliegen des Modellversuchs ist die These, dass das Erlebnis von sozialen Realsituationen zu einer sozialverpflichteten Veränderung individueller Haltungen und Einstellungen bei Schülern führt, wenn ein solches Praktikum fächerübergreifend und inhaltlich verknüpft mit Fachunterricht organisiert und ausgewertet wird.«⁴ Das heißt: Erlebnisse allein bewirken für sich nichts. Sie verpuffen nach einiger Zeit oder existieren als unbewältigter Gefühlsknoten verkapselt und verdrängt weiter. Die Erlebnisse im Umgang mit Behinderten, mit kranken oder alten Menschen, mit



psychisch Kranken, mit verwirrten Menschen können sehr ambivalent sein, positiv wie negativ. Und es braucht ohne Frage die gedankliche Aufarbeitung, Einordnung und Bewertung, wenn aus diesen Erlebnissen ethische Haltungen und Mentalitätsänderungen herauswachsen sollen.

Das Praktikum und seine unterrichtliche Begleitung

Die Schülerinnen und Schüler der 10. oder 11. Klasse (bei den Haupt-, Real- und Förderschulen 9. Klasse) gehen während des Schuljahrs für zwei bis drei Wochen in Altersheime, Krankenhäuser, Pflegeheime, Einrichtungen für Behinderte, Kindergärten, Sozialstationen, Einrichtungen für Obdachlose, Flüchtlinge usw. Die Praktika werden unterrichtlich begleitet. Die Begleitung ist integraler Teil des allgemeinen Unterrichts.

Das hat Auswirkungen auf die Schule. Das Konzept fordert von den Lehrkräften die Entwicklung neuer Unterrichtsformen und fächerübergreifender Verknüpfungen. Darüber hinaus verändert sich das Lernfeld. Die LehrerInnen haben nach den Praktika Schülerinnen und Schüler vor sich, die etwas erfahren haben, und in diesem Sinne als Erfahrene, als »Experten« sozialer Erfahrungen sprechen. Sie haben die Erfahrung der Hilfsbedürftigkeit von Menschen, des Dankes wie der Undankbarkeit gemacht; die Erfahrung der Evidenz, dass Menschen Hilfe brauchen; das Erlebnis, schwierige Lebenssituationen von Menschen ertragen und begleiten zu können; die Erfahrung, etwas zu können, von dem sie zuvor nicht dachten, dass sie es könnten; die Entdeckung, dass sie in der Begegnung mit diesen Menschen somit auch etwas über sich selbst erfahren.

Diese Erlebnisse und Erfahrungen teilt man nicht mit jedem. Trotzdem brauchen und suchen, wie erste Erfahrungen lehren, die SchülerInnen Gesprächspartner: in den Familien, unter den Mitschülerinnen und Freunden, zuletzt auch im Unterricht. Diese Gespräche sind für die Aneignung des Erlebten und die mit der Reflexion verbundene Wertung und Bewertung des Erlebten entscheidend.

Fotos: Verena Hoch und Anja Bettini

Gesprächsanlässe in der Schule sind u. a.:

- die Diskussion moralischer Dilemmata: z. B. ökologische, biologische, medizinische Dilemmata in den naturwissenschaftlichen Fächern; politische Entscheidungskonflikte in Gemeinschaftskunde/Geschichte; Menschen in Entscheidungssituationen in der Lektüre des Deutschunterrichts; Menschen in einem Konflikt, der für sie zwischen ihrer Verantwortung gegenüber einem Letztgültigen (Gott) und ihrem persönlichen Bedürfnis entsteht, im Fach Religion.
- Lektüre (auto)biographischer Texte von Behinderten, z. B. Fredi Saal, *Warum sollte ich jemand anderes sein wollen?* Gütersloh 21996 oder Texte von Ernst Klee, *Eine feine Gesellschaft. Soziale Wirklichkeit Deutschland*, Düsseldorf 1995
- Sichtung von Filmen über benachteiligte Personen und Gruppen.
- Kontakte zu Menschen in schwierigen Lebenssituationen.
- Simulation der Probleme dieser Menschen im Rollenspiel.
- Selbstversuche: »Blind« – in Begleitung eines Mitschülers/einer Mitschülerin – ein Telefonhäuschen aufsuchen und Zuhause anrufen. Als »Rollstuhlfahrer« – in Begleitung – Wegstrecken zurücklegen.
- Verarbeitung der in den Sozialpraktika gemachten Erfahrungen durch das Schreiben von Texten (auch von SchülerInnen des Vorjahrs, die dann ihre Texte den Klassen vorstellen, die das Praktikum jetzt durchführen). Konzept und Realisierung eines Videofilms. Musikalische Transformation der erinnerten Erlebnisse. Künstlerische Formulierungen.
- SchülerInnen berichten an anderen Schulen über ihre Erfahrungen in den Sozialpraktika.
- Korrespondenz mit Schulklassen, die ebenfalls Sozialpraktika durchführen. Eventuell gegenseitiger Besuch und Austausch.
- Zusammenfassung und Entwicklung sozialpolitischer Postulate aufgrund der in den Sozialpraktika gemachten Erfahrungen und Gespräch mit den zuständigen Sozialämtern, dem zuständigen Sozialbürgermeister des Ortes, Parteien usw. . .

Erfahrungsberichte

Die ersten Erfahrungen des Versuchs sind überwiegend positiv. Ein Teil der SchülerInnen setzt den Kontakt mit der Einrichtung fort. Über den Erfolg des Modellversuchs kann erst nach seinem Abschluss diskutiert werden. Die im folgenden wiedergegebenen Erfahrungsberichte stammen von Schülerinnen des St. Dominikus-Gymnasiums in Karlsruhe und des St. Raphael-Gymnasiums in Heidelberg.

»Nachdem wir [...] die verschiedenen Einsatzstellen vorgestellt bekamen, war ich (offen für alles) noch völlig unentschieden, wofür ich mich entscheiden sollte. Aber ich war mir sicher, es mir nicht unbedingt so leicht machen zu wollen. Das heißt, nicht unbedingt in einen Kindergarten zu gehen. [...] Auf Nummer 1 [meiner Wunschliste] stand, wenn auch nur aus dem Grund, dass der Anfahrtsweg nicht so weit ist, die HWK (Hagsfelder Werkstätten Karlsruhe), eine Einrichtung für geistig Behinderte. Als ich dann [...] verkündet bekam, dass ich tatsächlich in die HWK kommen sollte, war ich allerdings nicht mehr so begeistert. »Behinderte, na toll«, habe

ich gedacht und außerdem habe ich befürchtet, dass ich meine Arbeit nicht bewältigen kann, weil ich es dort psychisch nicht aushalte.

[...]

Ich bin sehr froh, dass ich in der HWK war. Ich habe gelernt, mit Behinderten umzugehen, ohne Mitleid zu haben. Sie sind glücklich mit ihrem Leben und brauchen es [das Mitleid] nicht. Sie brauchen Hilfe und Unterstützung, ein offenes Ohr, Verständnis, aber kein Mitleid.

Ich glaube, ich habe jetzt auch etwas mehr Geduld. Wenn man hundertmal einunddasselbe erzählt bekommt, ist man nahe am Ausrasten; aber ich habe gemerkt, wie gut das Zuhören tut. Und die Behinderten sind auch nicht blöd. Sie sind langsam, haben eine schlechte Konzentration, oder sind unflexibel, aber sie haben Gefühle. Mehr vielleicht als jeder »normale« Mensch. Dass die Martina aus meiner Gruppe geweint hat, weil ich nach zwei Wochen nicht mehr da bin. Wo passiert einem das sonst noch? Wo fragt einen jemand, ob man Schmerzen oder Angst hat, nur weil man gerade mal etwas müde ist und nicht wie ein Honigkuchenpferd strahlt? Der Michi hat's getan. [...]

Verena Hoch



»[...] Ich bin öfter nach der Schicht nach Hause gekommen und habe darüber nachgedacht, was alles passiert ist. Mir gingen die vierzehn Tage sehr nahe. Ich habe öfter geweint oder mich ans Fenster gesetzt und nachgedacht. So auch nach meiner Spätschicht am zweiten Montag.

Wir hatten eine Stunde vor Dienstschluss einen älteren Herrn eingeliefert bekommen. Er hatte unerklärliche Magenbeschwerden, und am Arm war sein Nachthemd total durchgeblutet. Wir zogen ihm dann ein neues an und merkten dabei, dass sein Verband nicht verblutet war. Woher kam das Blut? Wir zogen ihm dann seine Windel aus und legten ihm eine Urinflasche an. Da lag er nun wie ein kleines Baby, hilflos und ganz weit weg. Er gab ganz komische Laute von sich. Ich ging dann wieder auf mein Zimmer [...]

Als ich dann den Gang entlang lief, rief mich plötzlich eine Schwester. »Simone, komm schnell.« Ich bin in das Zimmer rein, und da sah ich den Mann, der gerade erst zu uns gekommen war, wie er mit dem einen Bein, das er noch hatte, aus dem Bett wollte. Die Decke lag auf dem Boden, die Urinflasche irgendwo im Bett, und das Nachthemd hatte er sich fast ausgezogen. Ich half der Schwester, ihn zurück ins Bett zu heben. Er wehrte sich gegen unsere Hilfe und schrie. Dann lief die Schwester los und holte einen Pfleger und Bettgitter. Mit ihm und seinem Bettnachbarn war ich nun alleine auf dem Zimmer. Ich hatte Angst! Der Bett Nachbar maulte: »Wenn der das die ganze Nacht macht, dann muss er auf den Gang, das mache ich nicht mit.« Plötzlich platzte mir der Kragen. Bestimmt, aber nicht beleidigend sagte ich, er solle froh sein, dass es ihm nicht so schlecht gehe, und es sei unsere Sache, wo der Mann die Nacht verbringen werde. Dann war Ruhe. Mit meinem ganzen Gewicht stemmte ich mich auf den Mann. Es waren endlose Minuten, bis die beiden anderen kamen, um mir zu helfen.

Ich war so fertig, und meine Hände zitterten so, dass es für mich unmöglich war, die Bettgitter zu befestigen. Als ich heim ging, stand sein Bett auf dem Flur, er bekam Schlaf- und Beruhigungstropfen, und seine Hände waren festgebunden.

Als ich am nächsten Morgen um 5.45 Uhr auf die Station kam, hatte die Nachtschwester verheulte Augen. Das Bett auf

dem Gang war leer. Ich dachte, man hätte ihn auf die Intensivstation gebracht [...]

Im Personalraum erfuhr ich dann, dass er die ganze Nacht über getobt hatte, nachdem ihn das Intensiv-Team und der Bereitschaft habende Arzt mitgenommen hatten, verstarb er nach 10 Minuten. Als ich also am Abend vorher das Krankenhaus verließ, konnte ich noch nicht wissen, dass der Kampf, den er führte, der Kampf gegen den Tod war, den er zum Glück verloren hatte, denn hätte er überlebt, hätte er Schmerzen ertragen müssen, seine Tage bis zum Tod waren gezählt.

Was mir noch lange im Gedächtnis bleiben wird, ist die Erkenntnis, dass es immer Menschen geben wird, denen man nicht mehr helfen kann, die einfach sterben oder nicht zu heilen sind und bis zu ihrem Tod Schmerzen haben werden.

[...]

Ich denke, dieses Projekt hat mir vieles gegeben. Ich habe gemerkt, dass ich stärker bin, als ich dachte, und ich habe erfahren, was ein gutes Wort oder eine beruhigende Hand für einen Menschen bedeuten kann. Mir hat es unheimlich viel gegeben, anderen Menschen helfen zu können, und ich hatte auch viele, die mir halfen [...]

Jetzt.

Endlich wieder Mut haben/ zum Weinen/ Endlich wieder Kraft haben/ zum Verschenken/ Liebe austeilen/ Träume zum Verkaufen/ Hoffnung leben/ Ängste ersticken/ Im Geruch des Lebens/ der aus der/ Neuen Erde aufsteigt.

So fühlte ich mich, als ich das Krankenhaus verließ.«

Simone Ganter

»Ich habe in diesen zwei Wochen [in einer Kindertagesstätte] erfahren, dass Kinder einfach etwas sehr Wertvolles sind und sie es nicht verdient haben, wie ein Auto in der Garage abgestellt zu werden. Kinder brauchen Liebe und Zuwendung, und die Liebe, die man ihnen gibt, bekommt man auch wieder zurück.

Das war für mich das Schönste der zwei Projektwochen. Ich hatte das Gefühl, dass meine Arbeit etwas bringt. Natürlich ist es eine Belohnung, wenn man auf eine Klassenarbeit gelernt hat und hinterher eine gute Note hat. Aber morgens in den Kindergarten zu kommen und zu merken, dass sich die Kinder freuen,

einen wiederzusehen, das hat mir doch viel mehr gegeben als ein Blatt Papier mit einer Zahl darunter.«

Vanessa Kari

»Da ausschließlich nur alte Menschen in dem Krankenhaus als Patienten waren, von denen auch viele Pflegefälle waren, die oft geistig verwirrt waren, wusste ich am Anfang nicht so recht, wie ich mit diesen umzugehen habe. Nach kurzer Zeit aber kam das ganz alleine. Man hat begonnen, einige Patienten richtig lieb zu gewinnen, es gab immer welche, zu denen man besonders gerne hingegangen ist. Einige dieser alten Menschen taten mir manchmal aber auch richtig leid. Sie lagen einfach nur die ganze Zeit in ihren Betten und schauten einen mit traurigen Augen an. Manche von ihnen erinnerten mich oft an kleine Kinder oder Babys, es ist als würde ein Mensch mit steigendem Alter eigentlich immer jünger werden (was die Fähigkeiten des Menschen betrifft). [...] Viele [Patienten] waren richtig glücklich, dass man Zeit hatte, sich mit ihnen zu beschäftigen, und sie erzählten sehr viel über ihr Leben. [...] Ich habe gelernt, viel besser mit älteren Menschen umzugehen und man hatte das Gefühl, man wird gebraucht.

Ich finde, die Schule ist eine richtige Scheinwelt, in der man immer von einer großen »Hand« geschützt wird. Als ich in den zwei Wochen mein Praktikum gemacht habe, habe ich auch gelernt, selbständiger und vor allem selbstsicher zu sein. [...] Arbeiten ist einfach viel realistischer, man kann dadurch schon früh lernen sich durchzusetzen. Was in der Schule, bei uns auf jeden Fall, nicht der Fall ist!«

Silvia Duric

»Viele der alten Menschen bekommen genau mit, dass sie wie kleine Kinder behandelt werden, können aber nichts dagegen tun. Dies ist das eigentlich Schwere an diesem Beruf [der Altenpflegerin]. Man muss alte Menschen, die wesentlich mehr Lebenserfahrung haben als wir, sozusagen »entwürdigen« und sie wie Kleinkinder waschen, anziehen usw. Dabei darf man sie aber nicht wie Kleinkinder behandeln. Das zu trennen ist sehr schwer. Ebenfalls schwierig ist die Tatsache, dass wir nie wissen werden, wieviel die Menschen noch von dem, was mit ihnen oder um sie herum passiert, mitbekommen.

In diesen vierzehn Tagen ist mir klar geworden, dass das Altenheim die allerletzte Station wäre, die ich für meine Eltern oder sonstige Angehörige entscheiden würde. Die Einsamkeit macht die Menschen depressiv.«

Simone Brox

»Ich bin mir sicher, dass ich mit meiner Anwesenheit den Menschen das Leben in mancher Hinsicht schon leichter gemacht habe, obwohl ich mir oft gewünscht hätte, es gäbe viel mehr Leute, die alten Menschen helfen. Denn bei manchen Heimbewohnern ist mir aufgefallen, dass sie so gut wie keinen Besuch bekommen und andere warten einfach von einem Essen aufs nächste. Ich wurde auch öfters von einem Mann gefragt, was er denn jetzt machen solle? Es müssten viel mehr Menschen diese Heimbewohner beschäftigen, und ich habe in solchen Momenten gehofft, dass mir später so etwas nicht passiert, praktisch in einem Altenheim »abgesetzt« zu werden.

In diesen zwei Wochen habe ich auch gesehen, was eine Altenpflegerin oder ein Altenpfleger alles können und machen muss. [...] ich finde es enorm, was ein Altenpfleger am Tag alles leisten muss. Das hat mich sehr beeindruckt. Manche Heimbewohner sind ziemlich schwierig. [...] Mich hat bei solch einem Fall unheimlich beeindruckt, wie die Pfleger da die Ruhe bewahren können, und auch nicht verletzend oder gemein werden. Nur müsste es viel mehr Altenpfleger geben, damit Zeit zum Reden mit den Heimbewohnern bleibt. Gerade mit denjenigen, um die sich keiner mehr kümmert. [...]

Kim Maldinger

[Im Wohn- und Pflegeheim für schwerst- und mehrfachbehinderte Kinder und junge Erwachsene] »stießen wir wohl auch zum ersten Mal auf unsere Grenzen, lernten aber auch nach und nach kennen, zu was wir fähig sind. Was uns am ersten Tag so erschreckt hatte, war das »Leben« der Behinderten, was wir zu Anfang als »Dahinsiechen« bezeichnet haben, den Lebenswert gar angezweifelt haben. Ein Großteil der behinderten Kids oder jungen Erwachsenen war apathisch, konnte nicht sprechen, viele [konnten] noch nicht einmal verstehen, lagen den dreiviertel Tag nur auf Matratzen herum [...]

Außer den süßesten Kids (aus dem Kindergarten) [für schwerbehinderte Kinder] ist mir vor allem noch der Sinn des Compassion, nämlich das Mitfühlen im Gedächtnis geblieben, was immer noch von zu vielen Menschen mit Mitleid verwechselt wird. Wahrscheinlich habe ich vor diesen vierzehn Tagen sogar auch zu denjenigen gehört; aber gerade Kinder wie Saad, der deiner Geschichte lauscht, obwohl er den Sinn nicht versteht, oder der kleine Timmy, der alles versteht und dir doch nicht antworten kann, haben mir gezeigt, um wieviel größer diese Menschen doch oft sind.«

Nadine Wenz

»Schwierig war die Arbeit [im Treffpunkt für Schädel-Hirnverletzte] für mich nicht, aber sie hat mich voll und ganz in Anspruch genommen. Ich glaube, das ist auch der Grund, weswegen die meisten [meiner Mitschüler] danach keine Lust hatten, wieder zur Schule zu gehen. Man war gefordert und konnte seine ganze Kraft in eine sinnvolle Aufgabe investieren. Für mich war es immer ein schönes Erfolgserlebnis, von den Patienten Zuneigung oder Dankbarkeit gezeigt zu bekommen. Denn das hat mir gezeigt, dass meine Bemühungen bei ihnen angekommen sind und dass man einem Menschen – egal, wieviel er verloren hat – das Leben immer noch verbessern und erleichtern kann.«

Paula Schrode

¹ A. Comte-Sponville, *Ermutung zum zeitgemäßen Leben. Ein kleines Brevier der Tugenden und Werte*, Reinbek bei Hamburg 1996, 125

² A. Weisbrod, F. Kuhn, F. Hirsch, *Compassion – Ein Praxis- und Unterrichtsprojekt sozialen Lernens: Menschsein für andere*, in: *Engagement. Zeitschrift für Erziehung und Schule* H. 2–3/1994, 268–307. Als Sonderdruck zu beziehen über: Zentralstelle Bildung der Deutschen Bischofskonferenz, Kaiserstraße 163, 53113 Bonn, Tel. 0228/103255; Fax: 0228/103201 – Vgl. auch Notiz in *ru-Magazin* – Heft 1/1997, S. 31

³ R. Wuthnow, *Acts of Compassion. Caring for others and helping ourselves*, Princeton 1991

⁴ Aus dem Antrag der Initiatoren des Modellversuchs z. Hd. Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung, Bonn